



MICHELE LAMINA

Fragt man Vanessa, was die Arbeit mit ihr mache, blickt sie zu Boden. «Du musst stark sein, um es zu ertragen. Du musst es vergessen können.»

leicht ein Mann mit Schnauz und der sagt: 50 Franken, anal.

«Und das finanziere ich mit meinem Steuer-geld», sagt Fibi und blickt auf die Autos, vom Familien-Subaru bis zum Zweisitzer-Mercedes ist alles zu sehen. Dabei hat auch Fibi einst Ja gesagt, am 11. März 2012. Auch sie gehörte zu den 52,6 Prozent des Zürcher Stimmvolks, die für die Sexboxen waren. In der Theorie höre sich das alles gut an, sagt sie, aber die Realität sei «so was von kaputt». Wer sich eine Prise zufügen wolle, so Fibi, der müsse nur die frauenverachtenden Kommentare lesen, die die Freier in den Foren über die Sexarbeiterinnen auf dem Strichplatz hinterlassen und in denen ein enttäuschter Mann folgende Sätze schrieb: «Kambodscha ist ein anderes Kaliber. Auf dem Strichplatz sind ja alle über 18.»

Alles, was die Stadt Zürich nicht sehen möchte, schiebe sie an den Depotweg, wo sich neben den Künstlern und Prostituierten auch eine Asylunterkunft befindet. «Wir sind die Pufferzone», sagt Fibi. Die «Asylis» stören sie nicht und die Frauen schon gar nicht. Aber Männer wie Sämi, die ertrage sie einfach nicht mehr. Heute unterstützt Fibi «Eine Schweiz ohne Freier. Stopp Prostitution».

So heisst die Kampagne der Frauenzentrale Zürich, die während der Fussball-WM medienwirksam lanciert wurde und grössere Fragen

aufwirft: Ist Prostitution sexuelle Gewalt? Ist käuflicher Sex ein Verstoß gegen die Menschenwürde? Muss Sämi bestraft werden?

Ja, lautet die Antwort, wenn es nach den Schweden geht, ein Land, das im Ausland oft mit der Schweiz verwechselt wird, obwohl es, was die Behandlung von Frauen betrifft, unterschiedlicher nicht sein könnte: Schweden hat das Frauenstimmrecht 1921 eingeführt, die Schweiz 1971. Freier werden seit 20 Jahren bestraft, wogegen käuflicher Sex in der Schweiz legal ist und mitunter günstiger als eine gute Flasche Wein. Inzwischen haben auch die Irländer oder Franzosen das Schweden-Modell angenommen. Für Fibi ist klar: In Schweden würde man Frauen schützen, in der Schweiz hingegen Freier subventionieren. «Dies hier», sagt sie und zeigt auf den Corso, sei nichts anderes als ein Fleischmarkt. «Wir leben im Mittelalter.»

Aus den Augen, aus dem Sinn

Neuerdings darf man auch mit dem Velo ins Mittelalter, wie Fibi sagt, auf dem Strichplatz sind Radler erlaubt, das war vor fünf Jahren noch verboten. Doch offenbar wollte man Fahrradfahrer nicht vergraulen, vor allem aber wollte man mehr Freier anlocken, für die es vier Stehboxen gibt, kleine Holzkabäuschen mit gepolsterter Sitzgelegenheit, und auch einen Selecta-Automaten, damit sie sich ein wenig verpflegen können. Einen Snickers, bevor es dann zur Sache geht? Fibi verdreht angewidert die Augen.

Im Unterschied zu Fibi sagt Manuela Kleiner, stellvertretende Teamleiterin der Frauenberatungsstelle Flora Dora: «Es läuft alles sehr geordnet ab.» In einem Pavillon neben den Boxen befindet sich ihr Büro. Hier finden Gespräche statt, hier wird Informationsmaterial

verteilt, hier können die Sexarbeiterinnen duschen und im Internet surfen und sich von einer Ärztin untersuchen lassen. Im Winter kommen sie, um sich aufzuwärmen und Gemüsesuppe zu essen. Es gibt einen Sandsack, um sich abzureagieren, und natürlich Kondome, die der Grösse nach geordnet neben dem Ausgang liegen. «Der Strichplatz ist ein voller Erfolg», sagt Kleiner, was man schon daran erkenne, dass man in der Bevölkerung kaum mehr darüber spreche.

Am Sihlquai erinnert in diesen Tagen tatsächlich nichts mehr an die Zustände von damals. Braungebrannte Menschen kommen vom Schwimmen oder sind auf dem Weg zum Aperol Spritz. Es ist, als wären sie hier nie gestanden, zwischen Hauptbahnhof und den Autobahnzubringern, erst die Junkie-Frauen auf spindeldürren Beinen, später die Osteuropäerinnen, die im Scheinwerferlicht mit ihren Hintern wackelten, um in den Autos zu verschwinden oder in den Büschen am Ufer, wo sich gebrauchte Gummis im Gras verfangen. Das einzige Geschäft, das heute in der Böschung verrichtet wird, ist das der Hunde.

Es ist ähnlich wie mit den Heroinsüchtigen. Auch da waren die meisten erleichtert, als die offene Drogenszene geräumt wurde, damit man nicht mehr hinsehen musste, wie sich das Elend auf dem Platzspitz ausbreitete. Auch hier schuf die Stadt mit den Fixerstuben eine Alternative, doch die Süchtigen verschwanden nicht. Sie verschwanden nur aus dem Stadtbild. So wie die Ungarinnen vom Sihlquai. Auch die gibt es noch. Und es sind nicht weniger geworden. Einige von ihnen arbeiten legal am Strichplatz und in Bars im Langstrassenquartier oder warten in Apartmenthäusern auf Kundschaft.

Den Freiern geht es an den Kragen

Die Eröffnung der Sexboxen in Altstetten war nur eine Massnahme, um die «unhaltbaren Zustände» im Prostitutionsgewerbe, wie es damals hiess, in den Griff zu bekommen. Anfang 2013 trat die sogenannte Prostitutionsgewerbeverordnung (PGVO) in Kraft, die aus einer Fülle von Bestimmungen besteht, nicht nur für den Strassenstrich, sondern auch zum Betrieb von Bordellen und Sexsalons. Die Stadt wollte sauber machen im Milieu, wollte mit den Restriktionen für mehr Sicherheit sorgen, nicht nur für die Frauen, auch für die Anwohner. «Die Situation im Prostitutionsgewerbe hat sich beruhigt», steht denn auch im jüngsten Bericht der Stadt Zürich. Von Sozialarbeitern hingegen hört man, dass die Probleme bei weitem nicht gelöst seien. Im Gegenteil. Hinter vorgehaltener Hand wünschen sich einige «die alten Zeiten» zurück.

Doch vor allem sind es die Frauen selbst, die sich beschweren. Frauen wie Vanessa, 31, die mit ihrer Nichte Vicky, 21, im Langstrassenquartier arbeiten. Seit sechs Jahren pendelt Vanessa zwischen ihrem Dorf in Westungarn, wo ihr Sohn lebt, und Zürich, wo sie anschafft. Auf dem Strichplatz in Altstetten war sie im vergangenen Jahr, aber nur eine Woche, weil nichts lief und sich die Frauen nur anzickten. «100 bis 200 Franken verdiente ich früher für den vollen Service», sagt Vanessa. «Heute bekomme ich noch 50 Franken. Manche Frauen machen es auch für 30.» Neulich sei sie an einem Restaurant vorbeigelaufen und habe die Menu-Karte studiert. «Ein Wienerschnitzel kostet hier mehr als Blasen», sagt sie. «Irgendwas stimmt in Zürich nicht mehr.»

Sie sitzen auf dem Bett ihres Zimmers in einem Apartmenthaus an der Langstrasse, für das sie pro Tag 100 Franken bezahlen. Hierhin bringen sie ihre Kunden: ein Spiegel in der Ecke, Massageöle auf dem Fenstersims. Abgesehen von ein paar wenigen guten Tagen während des Caliente-Festivals, an denen sie alle halbe Stunde einen Freier in dieses Zimmer bringen und täglich bis zu 2000 Franken verdienen, sei wenig los. Die Konkurrenz sei riesig, sagt Vanessa, der Markt gesättigt, die Frauen immer jünger. «Viele machen es auch ohne Gummi, um überhaupt zu verdienen», sagt Vanessa, was Gesundheitsorganisationen bestätigen, die sich über die Zunahme an sexuell übertragbaren Krankheiten wie Tripper oder Syphilis alarmiert zeigen.

Fragt man Vanessa, was diese Art von Arbeit mit ihr gemacht habe, schaut sie zu Boden. «Du musst stark sein, um es zu ertragen. Du musst es vergessen können.» Sie tue das alles nur für ihren Sohn, sagt sie, sie selbst habe längst aufgehört, eigene Träume zu hegen und etwas vom Leben zu wollen. 500 Franken würde sie im Monat in Ungarn etwa als Kassiererin verdienen. Auf diesem Bett in diesem schäbigen Zimmer an der Langstrasse verdient sie das in zwei Tagen.

Und trotzdem ist es nicht genug. Das sagt nicht nur Vanessa, das sagen alle. Sie verdienen zu wenig, «manche hungern, weil sie ihr Geld für ihr Zimmer ausgeben und an vielen Tagen gar nichts läuft», mahnt Christine von der Heilsarmee, die sich seit 20 Jahren um das Wohl der Prostituierten kümmert. Jeden Dienstagabend verteilt sie Brot, Suppe, diese

Es gebe Polizistinnen, die sich als Dirnen tarnten, sagen Sozialarbeiter. In fünf Jahren wurden 571 Freier gebüsst.

Woche an 70 Prostituierte, so viele wie nie. Das Milieu hat sie selten flüchtiger erlebt. Frauen kommen und gehen, manche seien nur ein paar Tage da und tauchen wieder unter. «Es ist eine grosse Verunsicherung zu spüren. Die Frauen stehen unter Druck.»

Mit der neuen Prostitutionsgewerbeverordnung kamen auch Zonen- und Zeitbeschränkungen. Im Langstrassenquartier darf nur noch in Kontaktbars angeworben werden. Wer sich nicht an die Regeln hält, wird bestraft. Sowohl Prostituierte wie Freier bezahlen beim ersten Mal 200 Franken Busse plus 250 Franken Gebühr - ein hoher Preis, wenn man aus Ungarn kommt. Die Polizei sei rigoros, sagen Sozialarbeiter. Es gebe Polizistinnen, die sich als Dirnen tarnten. In den letzten fünf Jahren wurden 571 Freier gebüsst. 2017 wurden ein Drittel mehr verzeigt als in den Vorjahren. Ein Rekord. Den Sämis geht es an den Kragen.

Angst hat auch Angela. Sie ist 31, sieht aus wie 21 und sitzt vor einem Teller Spaghetti. Dreimal die Woche gibt es bei der Zürcher Stadtmission Mittagessen für zwei Franken. Der kleine Raum ist geschwängert von Parfum- und Haarsprayduft der etwa 70 bis 90 Frauen, die vorbeikommen. Angela sitzt abseits und erzählt in leisen Sätzen, dass sie aus Frankreich stamme, hier in der Schweiz aber nicht angemeldet sei, wie EU-Bürger es sein müssten, um 90 Tage lang legal arbeiten zu können. «Ich kenne niemanden, der registriert ist», sagt sie mit gesenktem Kopf. Sie wurde schon mehrmals erwischt, doch die Busse von 1100 Franken habe sie nie bezahlt.

«Ich möchte aussteigen», sagt Angela. Aber in Frankreich einen gutbezahlten Job als Kellnerin zu finden, sei schwer. Und weil Freier in Frankreich bestraft werden wie in Schweden, kommt sie nach Zürich, jeweils für ein paar Wochen. «In Frankreich ist es als Prostituierte zu gefährlich», sagt Angela und bestätigt, was viele Kritiker des Schweden-Modells anführen, dass sich das Milieu in den Untergrund verschiebe und sich vieles im Verborgenen abspiele. «Ich kenne ein Mädchen, das einen Monat lang im Spital lag, nachdem sie von einem Kunden verprügelt worden ist», sagt Angela, die in Zürich in einer Bar anschafft, nie auf dem Strich in Altstetten, denn sie habe auch hier Angst vor den Typen auf der Strasse, die zu «animal» seien, zu brutal. Sie wolle sich die Männer auswählen. Nicht umgekehrt.

In der Illegalität verschwunden

Das Schweden-Modell fördere die Stigmatisierung der Frauen, heisst es jeweils, ausserdem seien sie der Gewalt ihrer Kunden ausgesetzt. Doch in Zürich, wo die Prostitution legal ist, hat sich bezüglich Gewaltdelikten im Sexgewerbe in den vergangenen Jahren kaum etwas bewegt. Genaue Zahlen gebe es nicht, da sich nicht alle Betroffenen melden, sagt die Polizei, die sich schwertut mir einer klaren Aussage. Die Lage «dürfte sich verbessert haben», seit es den Strich am Sihlquai nicht mehr gibt, und doch sei «alles gleich geblieben». Auch die «Palette an Milieu-Nebendelikten», wie Raub, Körperverletzung, Nötigung, habe sich «nicht gross verändert».

Auch sonst wurden nicht alle Ziele erreicht, die sich die Stadt 2013 gesetzt hat. Der Strassenstrich am Sihlquai ist verschwunden. Die Probleme aber sind noch da. «Wir beobachten, dass vor allem Sexarbeiterinnen in den Kleinstsalons unter Druck sind», sagt Susanne Seytter, Geschäftsführerin der Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration (FIZ). Das Sexgewerbe sei mobiler geworden und schnelllebig. Um die viele Bürokratie zu umgehen, richten sich viele in temporären Pop-up-Salons ein. «Der Zugang zu den Frauen wurde erschwert», viele seien in die Illegalität gerutscht und von der Bildfläche verschwunden, weil es heute «weniger legale Arbeitsmöglichkeiten für Sexarbeiterinnen gibt».

Am nächsten Tag stehen Vanessa und Vicky, die beiden Ungarinnen, wieder an der Langstrasse. «Fünf Uhr abends ist eine tote Zeit», sagen sie, die Ruhe, bevor die Abendschicht beginne. Vanessa erzählt, dass sie seit Jahren nach Zürich komme, aber noch nie am See war. Sie kennt den Strichplatz, die schäbigen Zimmer, sie kennen die Männer, die Verlegenen und die Betrunknen. Aber am Ufer des Sees waren sie noch nie. Also steigen sie ins Tram und sehen bald glitzerndes Wasser und die Engel auf dem Dach des Opernhauses. Vanessa und Vicky lächeln verlegen, als würde ihnen bei diesem Anblick bewusst, woher sie kommen. Schwimmen wollen sie nicht, sie seien schliesslich zum Arbeiten hier, sagt Vanessa. «Nicht zum Vergnügen.»



Susanne Seytter, Geschäftsführerin der FIZ.



Manuela Kleiner, Frauenberatungsstelle Flora Dora.